

KZ Buchenwald

Von Hanna Schygulla

Im Jahr 1954, ich war elf Jahre, erfuhr ich das erste Mal von Buchenwald. Wir waren zu zweit. Ich und die gleichaltrige kleine Tochter des Oberschulrektors, in dessen Wohnzimmer der Fernseher stand - damals noch keine Normalität in jedem Haushalt. Über diesen Bildschirm flimmerten also wahrscheinlich in einer Sendung über die Bundesrepublik Deutschland und ihre Nazivergangenheit Bilder von Buchenwald. Und da weiß ich nicht, was ich sagen soll. Dann denke ich, so etwas haben die Deutschen getan? So etwas haben *wir* Deutsche getan? Nach dem Erschrecken kam auch eine Art von Schamgefühl hoch, das Schamgefühl, deutsch zu sein. Und ein betretenes Schweigen – nur kein Wort drüber verlieren. Jetzt nicht und auch später nicht Und auch nicht noch später. Und schon gar nicht bei mir zu Hause. Immer herrschte dort so eine unauflösbare Spannung, die schlagartig in Hochspannung kippte, wenn meine Mutter das rote Tuch zog und meinem Vater entgegen schleuderte: „Du warst ja nie wirklich für *uns* da! Dafür warst du immer voller Aufmerksamkeit für *ihn*, dem Führer, diesem Verführer, diesem Verbrecher, diesem Hitler! Obwohl auch das nie voll und ganz... Heimlich am Radio drehen und BBC London hören...So warst du. Und jetzt? Wahrscheinlich trauerst du *ihm* immer noch nach!“

Ich erinnere mich, dass meine Mutter mit dem gefährlichen Mut der Verzweiflung in der anhaltenden Atmosphäre ihres selten gelebten Glücks des Zusammenseins herumstocherte. Vor der Ehe nicht und nach der Heimkehr aus der amerikanischen Gefangenschaft auch nicht. Es war wie eine nie entschärfte Sprengladung, die sie nicht wirklich zusammen, aber auch nicht wirklich auseinandergehen ließ. Denn da war mein Vater, der grundanständige bildschöne Joseph, laut meiner Mutter ja schon ein anderer gewesen. Und sie konnten nicht miteinander, wie bei den beiden Königskindern: „Die hatten einander so lieb; sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief.“

Diese deutsche Ballade war mir schon von Anfang an immer wieder in den Sinn gekommen. Und ganz konkret kam sie in Handschrift auf ein Papier geschrieben wieder zu mir. Von wem? Von Rainer Werner Fassbinder, der mir während der Dreharbeiten von „Maria Braun“ dieses Papierchen in die Brusttasche meines Kostüms drückte. Mein erster Reflex: Ich streiche das Wort *nicht* durch, und es bleibt: sie konnten zusammenkommen. Und das Wasser war *nicht* zu tief. Wir beide waren ja schon zusammen gekommen in den über 20 gemeinsamen Filmen. Und dennoch, bevor wir beginnen

konnten, sein letztes Angebot zu realisieren, zusammen einen Film zu machen, also ein Haus zu mieten und dann diesen Film Tag für Tag zusammen zu schreiben; nicht als Regisseur und Schauspielerin, sondern wir beide als ein Team, da kamen wir nicht mehr zusammen. Bevor es zu diesem Neuanfang kam, war es schon zu spät. Fassbinder stirbt plötzlich mit 37 Jahren...

Und es kommt immer wieder zurück, dieses Schamgefühl über das Deutschsein. Es kam zurück im eigenen Lande. Oder auch im Ausland - immer wenn deutsch grölende Touristen durch die Straßen zogen.

Aber in gewisser Weise hat mich auch mein Undeutschsein durch den undeutschen Namen verschont. Als ich Au-pair in Paris war, gerade mal 15 Jahre nach der Befreiung Frankreichs von der deutschen Wehrmacht, wurde ich als Kindermädchen frisch eingestellt. Ich landete in einer großbürgerlichen Riesenwohnung, die in Hufeisenform eine ganze Etage überspannte, mit zwei Ein- und Ausgängen.

Nachdem mir Madame alles erklärt, drückt sie mir einen minutiösen Zeitplan in die Hand. Und da sage ich: „Aber das ist ja wie im KZ“. Da krempelt Madame ihren Rollkragenpullover runter und auf der Haut erscheinen Narben am Hals. Und sie sagt: „So wars im KZ.“ Am liebsten wäre ich in den Boden versunken. Nein, auf die Knie gegangen. Hätte um Verzeihung gebeten. Warum tat ich es dann nicht? Aber ich war's doch nicht gewesen. Nicht einmal das habe ich herausgebracht. Ich war wie gelähmt. Später hörte ich, das Ohr an die Zimmertür gepresst, den Hausherrn reden. „Sag der Deutschen, sie soll sich waschen. Sie riecht nach Angst.“ Da habe ich in panischer Eile meinen Koffer gepackt. Ihre kleine Tochter, die mir zur Obhut übergeben war und mit der ich noch vor ein paar Stunden so schön zusammen spielen konnte, springt wie von der Tarantel gestochen mit ihren Straßenschuhen in meinen offenen Koffer. Dann ist es die ältere Tochter, wohl wegen der Isolationshaft und Zwangstrennung von der Mutter drüsenkrank geworden, die mir hilft, diesen Koffer wie ein rettender Engel runterzutragen. Leider war ich in Kopf und Bauch in zu großem Aufruhr, um fähig zu sein, die arme von den Deutschen misshandelte Jüdin von ihrem Zwang zu befreien, immer deutsche Kindermädchen einzustellen, die sie wohl von ihrem Albtraum befreien sollten. Wenn ich es fertigbekommen hätte, auch unter solchen Anfechtungen meine Unschuld zu empfinden und zu leben, dann vielleicht. Ja, aber da war die große Last dieser Erbschuld. Gibt es so etwas überhaupt? Wenn ja, wie umgehen mit dieser Schuld? Ablehnen oder annehmen? Oder beides zugleich?

Berlin, November 2025